

Jost Kutter von IttenBrechtbühl präsentiert eine spannende Entwicklungsgeschichte

Das Spital: Arbeits- und Lebenswelten in einem Hybrid

«Den Mensch ins Zentrum aller Entwicklungsprozesse zu stellen, führt direkt zu einer höheren Attraktivität und Effizienz». Jost Kutters Fazit bringt es auf den Punkt. Spitäler haben einen gewaltigen Spielraum für Zukunftsprojekte mit hoher Nachhaltigkeit. Nutzen sie ihn auch? Besteht genügend kreativer Esprit, teilweise noch unausgesprochene Alternativen und Chancen beim Namen zu nennen? – Wir besuchten Jost Kutter, dipl. Architekt ETH und associate Partner von IttenBrechtbühl, Architekten und Generalplaner, Bern.

Ein Spital ist eine Marke. Diese gilt es zu nutzen. Bewegung ist bereits vielerorts zu orten. Wohl sind Spitalareale gewachsene Konglomerate, in denen neben den Kernprozessen auch viele zudienende Dienstleistungen angeboten werden. In den letzten Jahren haben allerdings diverse Spitäler von ihrem Areal abgesetzte Standorte als neue attraktive Anlaufstellen eröffnet. «Diese Entwicklung ist ein Anfang eines neuen räumlichen Verständnisses der Gesundheitsinstitutionen. Das Label eines Gesundheitsdienstleisters findet sich an vielen Orten wieder. Die Marke Spital braucht daher ein Gesicht an den unterschiedlichen Standorten», ist Jost Kutter überzeugt.

Die Struktur eines Spitals

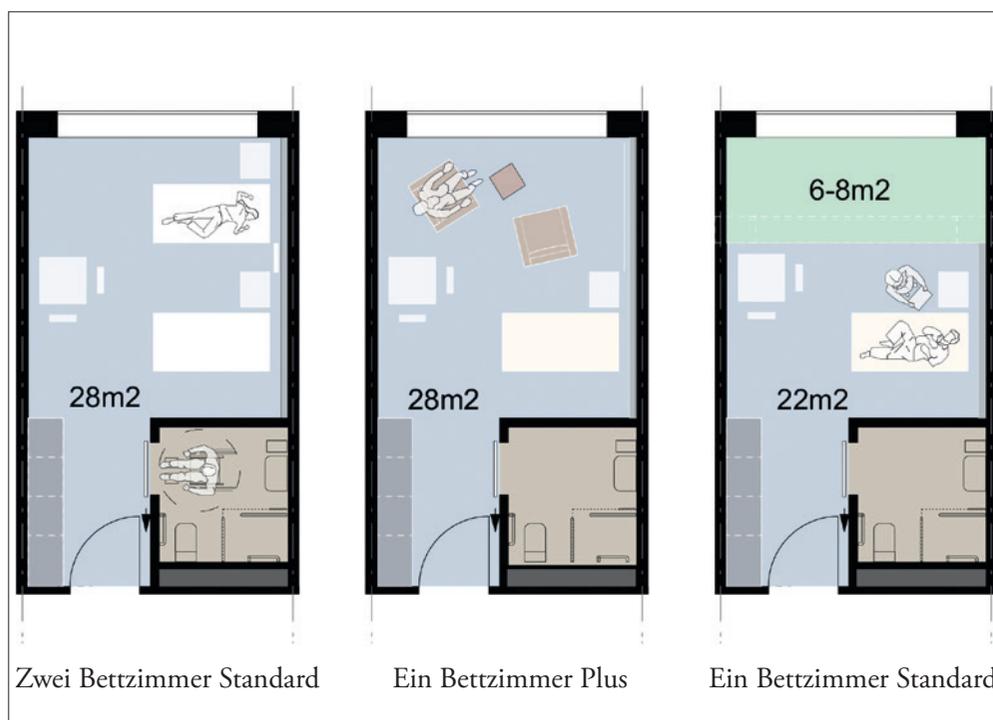
«In einem Spital wird gewohnt, gearbeitet, gelitten, bewirtet, empfangen, geliebt, gestorben und eingekauft. Ein Spital setzt sich aus verschiedenen Typologien zusammen – es ist ein Hybrid. Um eine Gesundheitsinstitution zu einem alltäglichen und vertrauten Ort zu machen, müssen wir auch die Konnotationen dieser Orte übernehmen», hält Jost Kutter fest. «Eine Gesundheitsinstitution setzt sich also aus verschiedenen Strukturen zusammen und bedient sich in ihrer Ausformulierung den architektonischen Mitteln seiner Ebenbilder. Patient und Mitarbeitende erfahren dadurch mehr Wertschätzung.

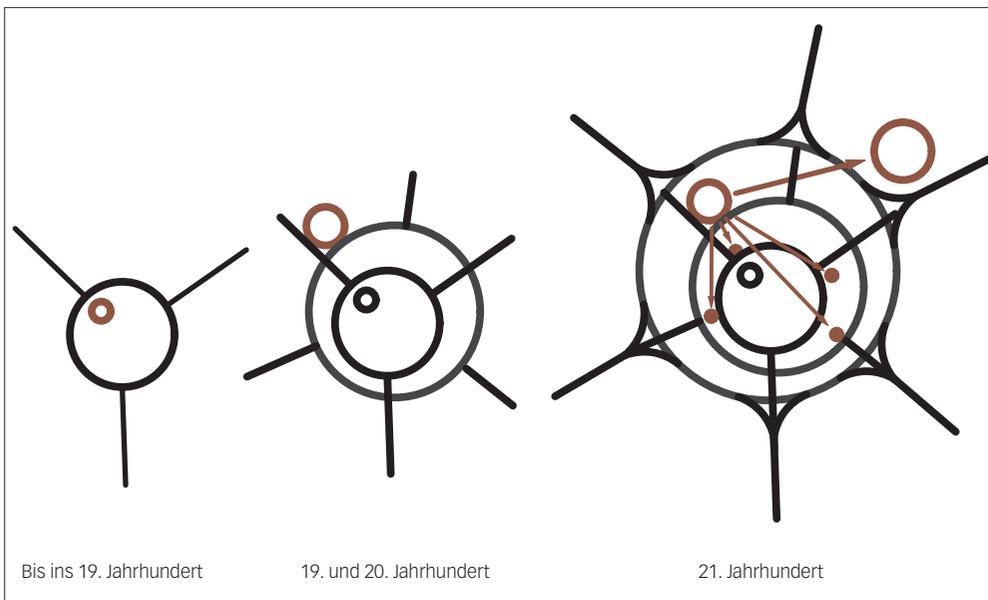
Es sind wertige, robuste Raumstrukturen zu schaffen, die flexibel «gefüllt» werden können. Hülle und Füllung sind also differenziert zu betrachten und die Systeme auf ihre heutigen und künftigen Anforderungen auszulegen.»

Raumtypologien im Wandel

Am Beispiel des Bettzimmers lässt sich der Wandel gut aufzeigen. Es ist der wohnlichste und intimste Bereich des Spitals und nicht nur ein Zimmer, sondern eine Kleinwohnung. Auf wenigen Quadratmetern sind Ess-, Wohn-, Schlaf- und Hygienebereiche so zu organisieren, dass der Patient nach seinen Bedürfnissen leben kann. Zudem erfolgen immer mehr Behandlungen im Zimmer, die Pflegeintensität nimmt zu und Material und Computer werden mobil. Daher nehmen auf den Stationen die Flächen der Nebenräume zugunsten der Bettzimmer ab – eine Dezentralisierung findet statt. Die Entwicklung von veränderbaren Raumeinheiten, die mit ein paar Handgriffen vom Einbett- zum Zweibettzimmer umgewandelt werden können, bietet eine Antwort auf die brennende Frage, ob Ein- oder Mehrbettzimmer für die Zukunft die richtige Struktur ist.

«Wir kommen so gewissermassen zum 1 ½-Bett-Zimmer. Es bietet die grösste Flexibilität, denn viele Spitäler weisen zu unterschiedlichen Jahreszeiten stark variierende Belegungszahlen auf. Das betrifft nicht nur Häuser in Bergregionen, die zur Wintersaison wegen der hohen Touristenzahlen und vermehrter Orthopädie-Fällen sehr stark ausgelastet sind, sondern auch andere Spitäler, weil viele Patienten mit elektiven Fällen nicht unbedingt während der Sommerferien, sondern lieber im Frühling oder Herbst eintreten wollen. Wo nun also die Räume flexibler





Das Spital in der Stadt. Vom Zentrum an die Peripherie und wieder ins Zentrum.

genutzt werden können, hat das entscheidende Auswirkungen auf den Betrieb wie den Ertrag.»

Ein Blick zurück

Entscheidende Beispiele wie die Bettenausstattung werden die Zukunft prägen, ebenso die geschichtliche Entwicklung des Spitalbaus. Ein Blick zurück zeigt das deutlich. «Hier geht es um Gedanken zur Standortentwicklung und zum Dialog mit der Stadt», erläutert Jost Kutter. «Bis ins 19. Jahrhundert hinein war das Spital Teil der Kernstadt und die Typologie basiert aus klösterlichen Strukturen. Mit der Veränderung des Verständnisses der Fürsorge von der Barmherzigkeit zur Wohlfahrt entstanden im 19. Jahrhundert spezifische Typologien auf Arealen der Stadterweiterung, und das bestehende Areal wurde anders genutzt. Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wuchsen die Spitäler an ihren Standorten und stiessen an die Grenzen ihrer Areale. Interessant sind die Bauweisen: Aus den mittelalterlichen Pflegestätten und Siechenhäusern entstanden die Vorläufer eigentlicher Spitäler. Der Klassizismus prägte mit seiner Einheitstypologie für öffentliche Bauten wie Schulen, Verwaltungen und psychiatrische Anstalten auch das Gesicht neuer Kliniken auf ganz besondere Weise. In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts fand schliesslich eine grosse Erneuerung statt. Technisch-funktionale Grossanlagen entstanden. Diese wurden in den letzten 40 Jahren unterhalten, umgebaut und erweitert. Das sind die eigentlich erneuerungsbedürftigen Bauten, eher als diejenigen aus der Vorkriegszeit und die Kliniken aus den 50er und 60er Jahren, die organischer gewachsen und weniger vom industriellen Denken geprägt sind und den Tech-

nologiesprüngen der jüngeren Vergangenheit leichter anzupassen sind als die späteren Grossbauten mit ihren häufig vorhandenen Bettenhochhäusern.»

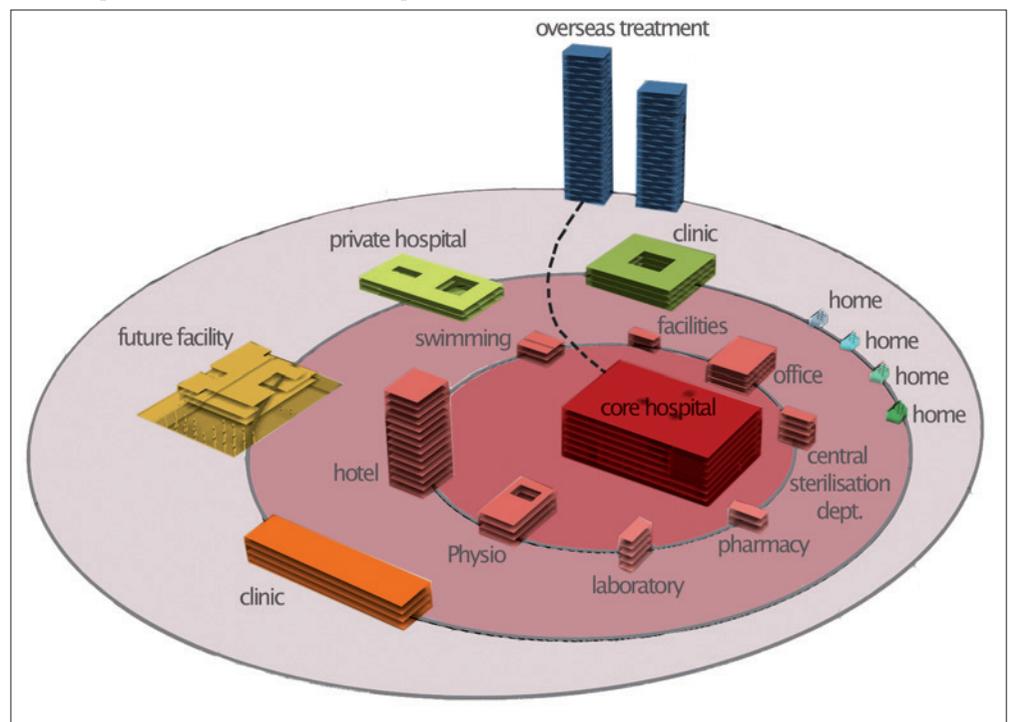
Grosse Veränderungen zeichnen sich ab

Heute stehen nun an vielen Standorten erneut relevante Veränderungen an. Es finden Diskussionen statt, das Core Hospital oder den Health Campus an den Stadtrand oder gut erschlossene Lagen zu verlegen. Gleichzeitig entstehen

vielerorts Portale an hochfrequentierten Verkehrsknoten wie Bahnhöfen und in dicht besiedelten Agglomerationen. «Das Spital kommt zu den Kunden», betont der erfahrene Planer. «Das zeigen beispielsweise der ambulante Anlaufpunkt des Kantonsspitals Aarau am Bahnhof oder der analoge Auftritt der «Insel» in Bern. Hier kommen aufgrund der Integration des früheren Spitalnetzes Bern noch weitere kleinere Spitäler mit speziellen Angeboten hinzu. In beiden Fällen besteht ein direkter Draht zur kompletten komplexen und erstklassigen Infrastruktur und Medizintechnik im Zentrum, immer dann, wenn es nötig wird. Für potenzielle Patienten wird am Berner Beispiel klar: Die «Insel» ist nicht mehr nur am traditionellen Standort präsent, die «Insel» ist jetzt das Tiefenau-Spital, Aarberg oder der City Notfall am Bahnhof Bern.»

Unser Interviewpartner sieht künftig vermehrt Zusammenschlüsse zu Netzwerken und eine verstärkte Konkurrenz in den grösseren Städten. Das Neuorientieren der früheren Einstandort-Strategie zur mehrfach präsenten Spitalmarke wird daher für viele Anbieter zum Erfolgsfaktor. «Beim einem in den Niederlanden ausgeschriebenen Ideen-Wettbewerb konnten wir den Gedanken, dass ein Spital aus mehreren Teilen besteht, experimental durchdenken. Eingewachsen in einem urbanen Umfeld kann sich das Spital nur noch gegen innen verdichten oder durch Ersatzneubauten Raum verschaffen. Die gewachsenen grossen Spitalkomplexe sprengen mit Ihrer Massigkeit die Körnung des Quartiers

Core Hospital – Ideenwettbewerb – Das Spital - ein Teil der Stadt



Special 1: immohealthcare



Core Hospital – Ideenwettbewerb – Oasen in der Stadt



Privatklinik Linde – Neubau

und verdrängen in dessen Umfeld andere Funktionen.

Überlagert mit den heutigen Ansprüchen aus dem Raumkonzept Schweiz, wo Verdichtung ein grosses Thema darstellt, den vielen partizipativen Prozessen und den Rechten der Nachbarn wird deshalb die Entwicklung der Infrastruktur zu einem sehr zähen, langatmigen Prozess.

Planen und Bauen dauern immer länger – diese äusseren Kräfte zu steuern, braucht Fingerspitzen-

gefühl und Ausdauer. Daher stellt sich neben der Standortfrage auch die Frage nach dem Angebot und nach neuen Perspektiven bei Planung und Betrieb von Spitälern.»

Konzentration und Dezentralisierung

Die Spezialisten von IttenBrechtbühl haben beim niederländischen Beispiel anhand eines Standard-Raumprogrammes die Konzentration auf ein Core Hospital untersucht. Dabei ist die These entstanden, dass nur rund 50% der heute

übliche Funktionen eines Spitals wirklich in einem Komplex, an einem Ort untergebracht werden müssen: sozusagen als ein Pure Hospital – kompakt und daher wieder näher bei der Körnung städtischer Häuser.

Alle anderen Dienstleistungen, die teilweise auch von Partnerunternehmen erbracht werden, können sich rundherum anlagern und integrieren sich ins Stadtgeflecht. «Um das Spital aus der Hektik des Alltages heraus zu nehmen und einen Ort zur Genesung zu schaffen, kann es sinnvoll sein, verschiedene kleine Oasen zu schaffen. Wir haben uns dabei auf die alte Klosterarchitektur besonnen, die in Städten introvertierte Orte der Ruhe kreierte. Jeder dieser Teile bekommt dabei eine innere Erlebniswelt im Kontrast zur hektischen Stadt.»

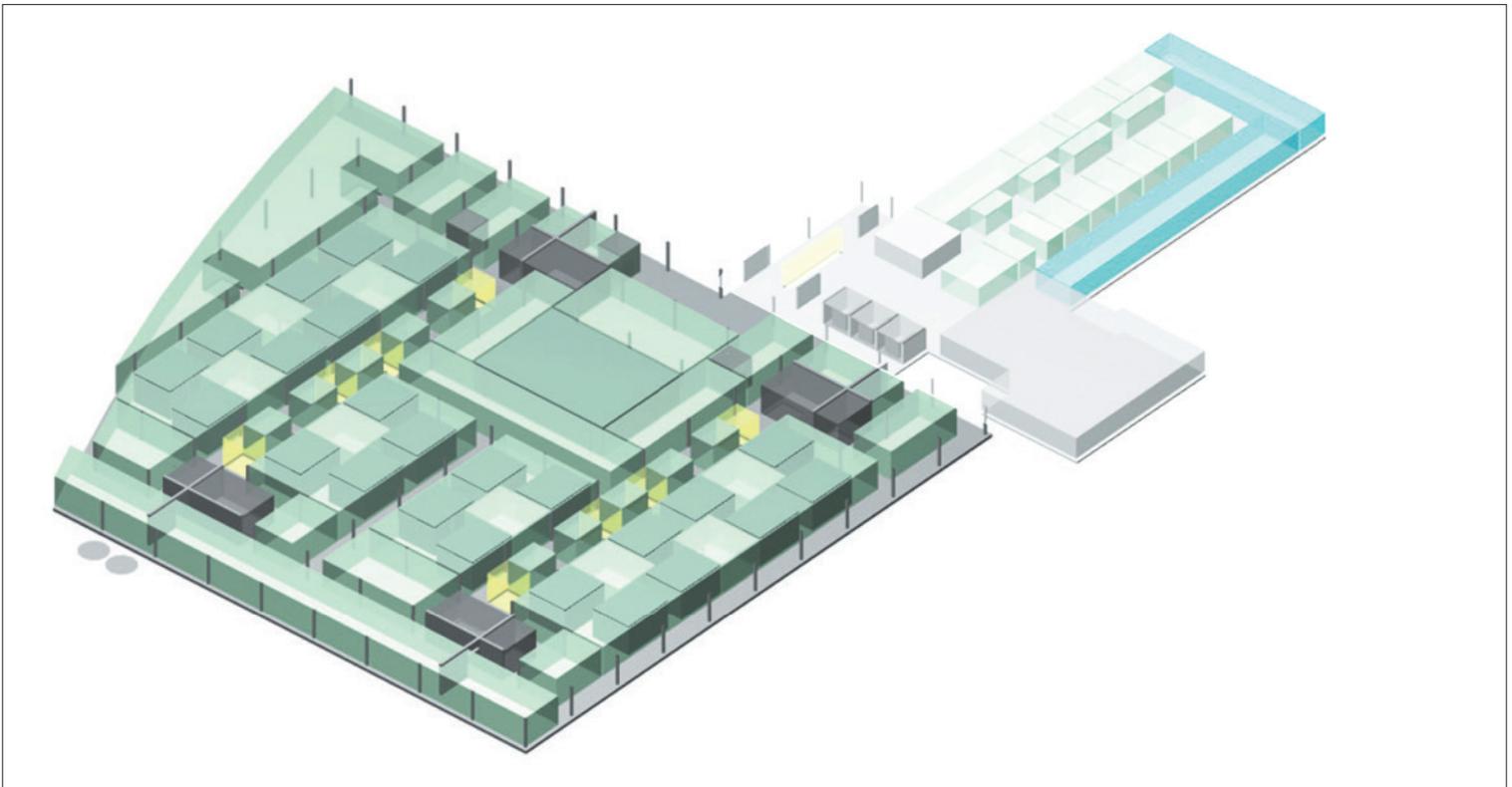
Der Kontext dominiert die äusseren Kräfte

An einem anderen aktuellen Beispiel (Privatklinik Linde, Biel) zeigt sich, wie der Ort wieder die determinierende Kraft für die Sprachwahl in der Architektur geworden ist. Das heisst: Der Kontext beeinflusst verstärkt die Form und Ausprägung zukünftiger Gesundheitseinrichtungen. – Jost Kutter: «Heute ist, so lautet meine These, das Krankenhaus als Bautyp Geschichte, denn es erfolgt derzeit die Reintegration der Gesundheitseinrichtungen in den städtischen Kontext. Das heisst auch, dass sich der Architekt ganz dezidiert neben der Frage der Typologie, also den inneren Kräften, auch mit den von aussen auf ein Gebäude wirkenden Elementen auseinandersetzen sollte. So entsteht in einem kleinstrukturierten Quartier in Biel gerade dieser Neubau, der sich in seiner äusseren Erscheinung integrativ verhält und sein Umfeld respektiert.»

Downgraden kann Vorteile bringen

Gebaut wird allerorten. Wo es möglich ist, wird auch umgebaut und umgenutzt. «Dafür eignen sich die Bauten, die nach dem Krieg bis in die 60er Jahre gebaut worden sind besser als der Funktionalismus der 70er und 80er Jahre, wo der Technik-Approach eindeutig vor dem architektonischen vorherrscht und wo weniger der Patient als Mensch im Zentrum steht als ein beinahe industrielles «Beheben» festgestellter Krankheitsbilder.

Bei den Funktionalismus-Bauten bietet sich jedoch häufig ein Downgraden bestehender Räume an. Solche, die früher höchsten Anforderungen – wie Operationssäle – erfüllen mussten, eignen sich später beispielsweise als Büros.



INO – Intensiv- Notfall- und Operationszentrum: städtische Hülle mit individueller Füllung

Strukturen, die sich ergänzen sollten

Zu unterscheiden gilt es bei dieser Beurteilung die Primärstruktur eines Gebäudes, den rein bautechnischen Charakter, der eine zeitliche Perspektive bis zu 100 Jahren beinhaltet und in der Regel rund 25% der Baukosten ausmacht, die Sekundärstruktur, die inhaltlichen Formate mit einem Horizont von 25 bis 30 Jahren (rund 50% der Baukosten) und schliesslich die Tertiärstruktur, die das restliche Viertel der Baukosten ausmacht und auf 5 bis 15 Jahre ausgelegt ist. Hier geht es um die eigentliche Nutzung und sich rascher verändernde Einflussgrössen wie Medizintechnik und betriebliche Prozesse.

Es kann vorkommen, dass es sinnvoller ist, einen erst 30-jährigen Bau abzureissen, weil sich seine Primärstruktur als zu ungünstig für die Veränderungen der restlichen Strukturen erweist, so geschehen beim Neubau des INO (Intensiv- und Notfall-Operationszentrum) am Berner Inselspital. Dieses in den 90iger Jahren initiierte Projekt gilt heute weltweit als pionierhaft. «Wir sind immer noch dran», unterstreicht Jost Kutter, «neulich haben wir beispielsweise eine Bio-Datenbank realisiert, in der Stammzellen bei minus 250° C eingelagert werden, neue Laboratorien und einen neuen Hybrid-OP. Das INO ist eine ausgezeichnete Plattform für neuste Technologien und Entwicklungen.

Das Grossprojekt am Inselspital folgt dem Gedankengut der Systemtrennung und damit der Nachhaltigkeit. Es fügt sich mit seiner humanen Dimension ein in die Stadt und schafft trotzdem den Freiraum für schnelle Veränderungen in seinem Inneren. Es zeigt sich bei den derzeit laufenden Umbauten, dass es weitgehend gelungen ist, flexible, langfristig gültige Strukturen zu entwickeln mit einem hohen Gebrauchswert.»

Kooperationen gehört die Zukunft

Künftige Spitalbauten dürften auch weniger dadurch geprägt sein, dass ein Anbieter für alles verantwortlich zeichnet, ist Jost Kutter überzeugt. «Sinnvollen Kooperationen gehört die Zukunft. Spitäler sollten sich auf ihr Kerngeschäft, Medizin, Pflege und Therapie, konzentrieren.

Hier entsteht ja ausserdem eine immer bedeutender Trend zu interdisziplinärem Arbeiten, dem Bauten Rechnung tragen sollten. Parkhäuser, Logistikleistungen, ergänzende ambulante Leistungen und anderes mehr hingegen erbringen externe Spezialisten meist besser und günstiger, weil sie über mehr Erfahrung verfügen und Skaleneffekte einbringen können, die sie aus dem Betrieb solcher Marktleistungen an diversen Standorten erzielen.»

Die «Vierfelderwirtschaft»

Die Erneuerung der Schweizer Spitallandschaft ist in vollem Gang. «Dabei muss beachtet werden, dass ein Spital kein statisches Konstrukt ist. Es bedarf einer laufenden Erneuerung und dafür wiederum sind Freiflächen zur optimalen Planung und Weiterentwicklung unentbehrlich», hält Jost Kutter fest. «Dabei ist der hoch installierte Behandlungstrakt der Teil, welcher sich aufgrund der technologischen Entwicklung am schnellsten verändern muss. Der Untersuchungsteil ist flexibel zu halten, damit das Angebot schnell angepasst werden kann, und der Pflegeteil ist wohl der sich am langsamsten veränderte dritte Trakt.

Damit genau diese unterschiedlichen Bedürfnisse an eine Anpassung möglich sind, ist in jedem Masterplan für den nächsten und übernächsten Schritt Raum vorzusehen. Eine Bau-feld-Bewirtschaftung und eine gute Kenntnis der Potenziale der Liegenschaften hilft in Szenarien, sich langfristig nichts zu verbauen.

Nachdem die Römer die Zweifelderwirtschaft betrieben haben, wurde im Mittelalter die Dreifelderwirtschaft aufgrund eines gesteigerten Bedarfs an landwirtschaftlichen Produkten entwickelt. Aufgrund des weiter gestiegenen Druckes auf das Land erachten wir es als ange-



Kantonsspital Olten

bracht, nun gewissermassen eine «Vierfelderwirtschaft» zu pflegen.»

Am Beispiel des Kantonsspitals Olten kann diese Vierfelderstrategie exemplarisch mit ähnlicher Dimensionierung der Trakte verdeutlicht werden. In den letzten 20 Jahren wurde das Spital durch laufende Umlagerung und verschiedene Neubauten rundum erneuert. Gleichzeitig ist eine weitere Entwicklung bereits wieder vorgesehen.

Mehr Wertschätzung für Patienten und Mitarbeitende

Eine Gesundheitsinstitution setzt sich also aus verschiedenen Strukturen zusammen und bedient sich in ihrer Ausformulierung den architektonischen Mitteln seiner Ebenbilder. Patient und Mitarbeitende erfahren dadurch eine Wertschätzung. Es sind wertige, robuste Raumstrukturen zu schaffen, die flexible Ansprüche erfüllen. Hülle und Inhalt sind also differenziert zu betrachten und die Systeme auf ihre heutigen und künftigen Anforderungen auszulegen. Um eine Gesundheitsinstitution zu einem alltäglichen Ort zu machen, müssen wir daher die Konnotationen vertrauter Orte übernehmen. So

Bettzimmer Privatlinik Linde



orientiert sich in ihrer Ausgestaltung die Eingangshalle an der Gestalt einer Lobby, der Wartebereich wird zur Lounge, das Bettzimmer zum Hotelzimmer, der Gebärsaal zum Wohnzimmer, der Behandlungsraum zum Sitzungszimmer und die Büros sind integriert in Kommunikationsplattformen. All dies schafft Vertrauen, Wohlbehagen und fördert die Gesundheit und Rehabilitation von Menschen.

Anhand der Entwicklung auf dem Areal des Inselspitals lohnt sich nochmals einen Blick zurück zu werfen. «Optimierte Bauten im Denken der 70iger Jahre mit funktional orientierten Strukturen und geringen Raumhöhen sind heute Sanierungs- oder Abbruchobjekte», bringt es Jost Kutter auf den Punkt. «So bieten die Anfang 20. Jahrhundert entstandenen Bauten aus der sogenannten Zeit des Historismus' bis in die 60iger Jahre mehr Potenzial dank ihrer Akzeptanz und ihrer grosszügigen Raumdispositionen. Darauf aufbauend und in der Kenntnis der heutigen Technik sind neue atmosphärisch wertige Raumstrukturen zu schaffen, die flexibel nutzbar sein können. Die weit verbreitete Erkenntnis der Trennung der Systeme setzt sich nun kontinuierlich auch im Spitalbau durch. So steht heute das INO als ein komplexes und kompaktes Behandlungszentrum eines Universitätsspitals an der Stelle eines Operationstraktes aus den 70er Jahren. Es folgt dem Gedankengut der Systemtrennung und damit der Nachhaltigkeit. Es fügt sich mit seiner humanen Dimension ein in die Stadt und schafft trotzdem den Freiraum für die schnellen Veränderungen in seinem Inneren. Es zeigt sich bei den derzeit laufenden Umbauten, dass es weitgehend gelungen ist, flexible, langfristig gültige Strukturen zu entwickeln mit einem hohen Gebrauchswert.»

Individuellere und diversifiziertere Angebote

«Auch beim Erneuerungsprojekt für das Spital Biel können wir viele dieser erläuterten Erkenntnisse in die Planung einfliessen lassen. Zudem ist das Spital daran, sich nach Lean zu organisieren, was in der Planung nun berücksichtigt wird. So entstehen durch die Integration unserer alltäglichen Umgebungen in die Spitallandschaft poetische, individuell gestaltbare Oasen», ist Jost Kutter überzeugt. «Wir wollen alle fünf Sinne aktivieren. Der Patient wird als mündiger Konsument behandelt. Das heisst, wir testen, wie Umfelder geschaffen werden können, die den persönlichen Ansprüchen optimal entsprechen. Unsere Gesellschaft wird immer affiner für eine Differenzierung der Dienstleistungen und wir sind uns gewohnt, dass unterschiedliche Dienstleistungen im Preis variieren. Krankenkassen fördern mit ihren ausdifferenzierten Katalogen an Angeboten dieses Denken. Das Spital muss jetzt darauf angemessene Antworten finden.»

AQA drink Trinkwasserspender

**Verbessern Sie Ihre Arbeitsqualität
und machen Sie Ihr Unternehmen ein Stück smarter.**

Ein Trinkwasser für mehr Geschmack, mehr Vitalität und mehr Genuss. BWT Wasserspender erfüllen mit ihren einzigartigen, anwenderfreundlichen Eigenschaften jede Anforderung und jeden Wunsch.

Fragen Sie uns an!

BWT macht das – für mich!

info@bwt-aqua.ch

